Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 50. Posen, den 11. Dezember. 1892.

In der Sommerfrische.

Eine Erzählung von Marianne Sell.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Bald war der schmale Steg errichtet —
Wenn Zwei sich nur gut sind —
Sie finden den Weg!

Klopfenden Herzens bestieg die korpulente Frau die selbstgebaute Brücke und ängstlich griff sie nach einem Stützpunkt in die Luft, aber schon war sie am Ziele angelangt und von Paul mit Hurrah begrüßt worden, der ohne Weiteres die Brücke abbrach und in den Garten hinunter stürzte. Nun mußte sie bei ihm bleiben, bis er selbst aus dem Gefängniß erlöst wurde.

Zuerst verzehrte er gemächlich den Pfefferkuchen, den ihm seine Pathe vom Waldfeste mitgebracht hatte, aber zur Arbeit fühlte er gar keine Lust!

„Theodor kommt noch lange nicht," erklärte er, „er sitzt mit Helene in der „Stillen Liebe!""

„Sprich nicht solchen Unsinn, Paul!" tadelte ihn die Pathe.

Aber Paul blieb hartnäckig dabei. „Ich habe es doch gehört, wie er heute Mittag im Garten zu ihr sagte: „Wir treffen uns also um 6 Uhr in der „Stillen Liebe", und Helene nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ich werde kommen!""

Die Mutter schwieg betroffen. Nein, nein, es war ganz unmöglich; Helene konnte sich nicht so vergessen und Paul hatte sicherlich etwas falsch verstanden.

Auch dieser war eine Weile in Gedanken versunken, die er endlich aussprach.

„Wenn Helene meinen Bruder heirathet, dann wird sie's schon merken, wie böse er manchmal sein kann!"

Paul war heute offenbar wieder einmal sehr schlecht auf Theodor zu sprechen. „Aber nicht wahr, Pathe, zur Hochzeit darf er mich nicht einsperren und ich bekomme so viel Kuchen und Torte, als ich will!"

„Wie kannst Du nur so dummes Zeug schwatzen! Helene mag Deinen Bruder gar nicht leiden!"

„O ja, sie hat ihn sehr lieb! Als ich mit Else auf der Bärenjagd war, saß er auf einem Felsblocke und sie auf dem Bänkchen vor der Waldhütte; dann gab ihm Helene die schönsten Erdbeeren, die sie gefunden hatte, sah ihn freundlich an und lachte, und heute morgen sind sie im Walde Hand in Hand gegangen. Ich habe es wohl gesehen!"

Es schwindelte der Kanzleiräthin förmlich. Was sollte nur aus dieser Geschichte werden? Für Theodor hegte sie nur Wohlwollen, aber durfte sich Helene in eine Familie eindrängen, wo man ihr geringschätzig begegnete, durfte sie die Schwiegertochter der Steuerräthin werden? Nimmermehr!

„Paul," erklärte sie schließlich, „ich muß Helene aufsuchen!"

„Du bist gefangen!" frohlockte Paul. „Sie nur, wie dunkel es auf einmal wird! Hörst Du, wie's regnet? Jetzt hat das Waldfest ein Ende; bald werden Alle zu Hause sein! Ach, Pathe Lindner, erzähl' mir unterdessen eine Geschichte!"

XII.

Auch der Herr Präsident von Schönborn war auf dem Festschauplatz erschienen und hatte dem Jubel eine Weile zugesehen, aber während die Jugend nicht mehr daran dachte, den Himmel zu beobachten, hatte er die ersten fallenden Tropfen bemerkt und rasch den Heimweg angetreten. Der Regen wartete jedoch nicht, bis der Herr Präsident im Trockenen war, sondern ergoß sich in solchen Strömen, daß dieser sich spähend nach einem Obdach umsah. Die kleine Einsiedelei mußte in der Nähe sein; da war ja der schmale, gewundene Pfad, der zwischen dichtem Buschwerk zu ihr führte; rasch stieß er die Thüre auf, über der die Inschrift prangte: „Zur stillen Liebe!" und stand Helene Lindner und Doktor Colberg gegenüber, die hier ebenfalls Schutz gesucht hatten. Der kluge Paul hatte recht gehört und gesehen und seine Rakete hatte am vorigen Abend ein paar glückliche Menschen beleuchtet, die sich soeben versprochen hatten, einander für das ganze Leben anzugehören!

Helene wäre beim Anblicke des Herrn Präsidenten am liebsten in den Erdboden versunken, und auch dieser sah etwas überrascht auf das Paar. „Fräulein Lindner? Wenn ich nicht irre . . . und Herr Doktor Colberg? Verzeihen Sie, daß ich hier so ohne Weiteres eingetreten bin! Sowie der Regen nachläßt, werden Sie wieder ungestört allein sein!"

Da ergriff der junge Mann resolut das Wort: „Herr Präsident, wir lieben uns, und sind hier verstohlen zusammengetroffen, um über den günstigsten Zeitpunkt zu berathen, wo wir die Einwilligung unserer Eltern zu unserem Bund erbitten können. Ich bin dafür, die Angelegenheit noch in Schlangendorf zu ordnen, denn ich halte es für unehrenhaft, länger zu zögern; Fräulein Lindner dagegen wünscht, daß ich erst sprechen soll, wenn wir wieder in der Heimath eingetroffen sind."

„Ich weiß nicht, ob Sie auf meine Ansicht Gewicht legen, aber ich stimme Ihnen, Herr Doktor, vollständig bei", lächelte der Präsident. „Glauben Sie übrigens, daß Ihre Liebe noch für irgend Jemanden ein Geheimniß ist? Auch kann ich mir kaum denken, daß Ihnen von Seiten Ihrer Eltern Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten!"

Während nun der Herr Präsident mit Helene auf dem Bänkchen Platz nahm, erzählte der Oberlehrer von der Feindschaft der beiden ehemaligen Freundinnen und von ihrem Zusammentreffen in der „Amicitia". Der Präsident lachte herzlich; er hatte sich schon lange nicht mehr so gut amüsirt.

Aber Helene war heute sehr ernst. „Sie lachen, Herr Präsident, aber ich möchte weinen", bemerkte sie traurig. „Meine Mutter wird sich nie mit der Frau Steuerräthin aussöhnen, noch ihre Einwilligung zu unserer Verbindung geben, und auch diese wird nicht wünschen, daß ich einstens ihre Schwiegertochter werden soll!"

„Liebes Kind", tröstete der Präsident heiter, „Sie nehmen den kleinen Damenkrieg viel zu tragisch! Wenn Jemand als Anwalt und Mittelperson für Sie aufträte, so bin ich überzeugt . . ."

Da ergriff Helene seine Hand. „Wollen Sie dieser Anwalt sein und mit meinen Eltern sprechen? Ach, Herr Präsident, wir würden es Ihnen unser Leben lang danken!" bat sie mit thränenden Augen.

„Wenn Sie wirklich glauben, daß meine Vermittlung Ihnen nützlich sein kann, gut! Ich will thun, was in meinen Kräften steht! Aber nun trocknen Sie Ihre Thränen; eine glückliche Braut muß fröhlich sein!"

Zu unpassenderer Zeit hätte sich das Unwetter nicht einstellen können! Im Puppentheater mußte die Vorstellung: „Leben und Thaten des Faust" abgebrochen werden, noch ehe diesen der Teufel geholt hatte, und das Vogelschießen nahm ein jähes Ende, noch ehe der Königsschuß gefallen war. Erst flüchtete man in die Zelte; als diese aber keinen genügenden Schutz mehr gewährten, hieß es: „Rette sich, wer kann!" Wie eine Schaar aufgescheuchter Tauben flatterten die Sommerfrischler nach allen Seiten.

Auch die Frau Steuerräthin wünschte so schnell als möglich Schlangendorf zu erreichen, und ließ sich verleiten, einen steilen Richtsteig einzuschlagen, um den Weg abzukürzen. Aber er wurde immer schmäler und bescheidener, immer steiniger und schlüpfriger, schließlich nahm er ein Ende und sie stand vor einem Steinbruch mutterseelenallein im Walde, dem Wetter schutzlos preisgegeben! Sie war der Verzweiflung nahe! Ohne alle Rücksicht auf ihre Toilette bahnte sie sich einen Weg über Steinbrocken, Dornengestrüpp und triefend nasse Büsche, kletterte über aufgeschichtete Baumstämme, erklomm eine steile Waldblöße und war glücklich, als sie endlich den Fahrweg erreichte und hier den Kanzleirath Lindner erblickte, der mit Elschen allein den Heimweg angetreten, nachdem er Helene vergeblich gesucht hatte.

Kaum hätte dieser die elegante Modedame wieder erkannt! Das Spitzenkleid war zerrissen, das Hütchen und die rothen Rosen, ein Meisterstück der Putzmacherin, vom Regen durchweicht, und der kunstvolle Lockenbau zerstört; in unförmigen Strähnen hing das Haar über die Stirn auf die vor Aufregung glühenden Wangen. Wie einen rettenden Engel begrüßte sie den alten Freund und hängte sich an seinen Arm, denn ihre Kräfte waren vollständig erschöpft. „Ein entsetzliches Wetter!" jammerte sie, „ich habe mich verirrt! Welch glücklicher Zufall führt Sie mir zu?"

„Ich habe in einer Steinbrecherhütte das Schlimmste abgewartet", erklärte der Kanzleirath. „Aber jetzt läßt ja der Regen nach, und ich bin selbst beeilt, nach Hause zu kommen . . . Meine Helene ist verschwunden, aber ich hoffe, sie bei meiner Frau anzutreffen . . ."

„Da kommt ja Helene!" verkündigte Else freudig. „Ich sehe ihr blaues Kleid durch die Bäume schimmern."

Richtig, sie wars! Der Herr Präsident führte sie galant am Arm, während Doktor Colberg sorgsam seinen Regenschirm über sie hielt. Die Ueberraschung der beiden Parteien war grenzenlos. Jede sah die andere fragend an, aber während sich der Herr Doktor seiner Mutter widmete, hatte der Herr Präsident den Kanzleirath bei Seite gezogen.

„Lieber Lindner", sagte er zu ihm mit juristischer Kürze, „der Doktor Colberg liebt Ihre Tochter, und sie erwidert seine Neigung! Da ist der Freier, den ich Ihnen prophezeit habe!"

Der Kanzleirath war ganz bestürzt. „Ich habe es schon geahnt und auch gefürchtet! Ach, Herr Präsident, gegen den Herrn Doktor habe ich natürlich nichts einzuwenden, denn ich kenne ihn seit seiner Kindheit als ehrenwerth und strebsam, aber meine Frau und die Steuerräthin . . ."

„Ich weiß, daß die beiden Damen einige Differenzen mit einander gehabt haben, aber es gelingt uns Juristen doch so oft, die streitenden Parteien zu versöhnen! Sollte nicht eine fröhliche Verlobungsfeier die beste Gelegenheit zum Friedensschlusse sein?"

Wie sehnlich hatte sich die Frau Steuerräthin gewünscht, die Bekanntschaft des Herrn Präsidenten zu machen! Jetzt wurde sie ihr endlich zu Theil in einem Augenblicke, wo sie sich in ihren nassen, beschmutzten Kleidern höchst unvortheilhaft ausnahm. Nie würde sie die Beschämung und den Aerger verwinden.

Dieser sprach unterdessen mit ihr von dem jungen Liebespaar.

„Mein Sohn hat mir soeben Mittheilungen gemacht", antwortete sie zögernd. „Daß ihm Helene Lindner gefällt, habe ich wohl bemerkt, aber dem weiter keine Bedeutung beigelegt. Mein Sohn kann vortheilhaftere Verbindungen schließen, als mit diesem unbedeutenden Mädchen!"

„Sie ist auffallend hübsch und ich begreife, daß sie Ihrem Sohn gefällt; denn sie ist voll Herzensgüte, bescheiden und wohlerzogen!"

Einen eifrigeren Anwalt hätte sich Helene nicht erwählen können! „Mein Sohn ist mündig und besitzt sein eigenes Vermögen; er bedarf demnach meiner Genehmigung bei der Wahl seiner Gattin nicht!"

„Selbstverständlich!" bestätigte der Jurist, „aber er wird wünschen, daß Sie seine Braut liebevoll aufnehmen, und Fräulein Lindner wird Ihr Haus nur in Begleitung ihrer Mutter betreten."

„Helene ist ein gutes Mädchen", antwortete die Steuerräthin nach einem Kampf mit sich selbst, „sie und ihre Eltern werden mir willkommen sein!"

Unterdessen hatte man die ersten Häuser von Schlangendorf erreicht und der Präsident verabschiedete sich, um zum Kurhaus hinanzusteigen. „Mein liebes Fräulein", sagte er zu Helene, „ich habe mein Versprechen gelöst und die Hindernisse sind aus dem Wege geräumt. Ich hoffe, daß dieser Ihr Entschluß zu Ihrem wahren Glücke führt!"

„Ich werde Alles thun, was ich kann, um Helene glücklich zu machen!" versprach der Doktor mit festem Händedruck.

Da lag die „Amicitia" vor ihnen. Die Wolken hatten sich getheilt und über dem Dache funkelte verheißungsvoll der Abendstern.

Erst jetzt dachte die leichtsinnige Mutter ihres Jüngstgeborenen. „Wo hast Du nur Paul gelassen?" fragte sie hastig. „Bei der Wirthin?"

Da fielen aber auch schon dem verliebten Oberlehrer seine Sünden ein. „Nein, ich wollte nur kurze Zeit wegbleiben . . . ich — habe ihn eingeschlossen!"

„Eingeschlossen? Das arme, unschuldige Kind!" Die Mutter war außer sich und weinte und jammerte. „Er hat sich gewiß zum Fenster hinausgestürzt! Er ist todt! Das hast Du auf dem Gewissen!"

Theodor war selbst ängstlich geworden, und als er den Schlüssel ins Schloß steckte, drängte sich die Familie Lindner erwartungsvoll nach. Welch ein Anblick wartete ihrer wohl?"

Da saß die Frau Kanzleiräthin auf dem Sopha, hielt Paul auf ihrem Schoße und erzählte ihm Märchen! Die Mutter war ganz außer sich vor Wonne, daß sie Paul noch am Leben traf, aber er nahm das sehr gelassen hin.

„Bist Du schon wieder da, Mama? Denke Dir nur, die Pathe Lindner half mir bei meiner lateinischen Arbeit, denn sie ist zu mir durchs Fenster hereingestiegen und hat mir dann „Aladin und die Wunderlampe" erzählt!"

Da fiel die Steuerräthin der Kanzleiräthin um den Hals. „Karoline", schluchzte sie, „Du bist edel; ich werde Dir das nie vergessen!"

„Aber Julie, ich bitte Dich", wehrte diese bescheiden ab, „ich habe es ja so gern gethan . . . ich habe Paul so lieb!"

Auch Theodor war ein großer Stein vom Herzen gefallen und er reichte ihr dankend die Hand. „Ich habe noch eine große Bitte auf dem Herzen, aber ich wage gar nicht, sie vor Ihnen auszusprechen!"

„Ich weiß, was Sie meinen“, antwortete sie würdevoll. „Paul hat mir ja unterdessen Alles erzählt! Ja, ja, Wilhelm, was meine Mutteraugen nicht gesehen haben, das hat Dein Pathensohn durchschaut! Aus ihm kann noch viel werden!“

Die Schlangendorfer Sommerfrische war zu Ende! Ob die beiden Mütter im nächsten Jahre wieder in der „Amicitia“ wohnen werden, das liegt noch im Schoße der Zukunft verborgen, aber der Kanzleirath studirt eifrig seine Reisehandbücher. Theodor und Helene wollen ihre Hochzeitsreise nach der Schweiz unternehmen und bitten, er solle mit ihnen am Vierwaldstätter See zusammentreffen. Wenn ihm der Herr Präsident Urlaub gewährt. — Hurrah! da gehts in die Schweiz!

Beethoven's Leonore.*)

Ein Gedenkblatt zur Wiederkehr von Beethoven's Geburtstage (17. Dezember 1770.)

Von Elise Polko.

(Nachdruck verboten.)

Die fröhlichen Bewohner der schönen Kaiserstadt Wien, so geschäftig und ruhelos sie auch immer von einem Tag in den andern eilen, so wechselnd sie sich oft zeigen in ihren Neigungen, so vergnügungsdurstig sie erscheinen, haben doch zu allen Zeiten in einer Empfindung einen tiefen Ernst und eine rührende Innigkeit an den Tag gelegt: in der Empfindung für ihre großen Musiker. Der Wiener war und ist auf solche Erscheinungen eben so stolz als auf seinen Kaiser und seinen Prater. Daß sich die Wiener damals nicht gerade darum sorgten, ob ihr lieber Haydn, Mozart und Beethoven auch tagtäglich „Backhahndel“ zu verzehren hatten, ob ihre Wohnungen behaglich, ihre Beutel gefüllt waren, das konnte und durfte man ihnen nicht übel nehmen, jedes echte Wiener Kind hat „halt“ gar zu viel mit sich selber zu thun. Jeder aber freute sich von Herzen und strahlte ordentlich, wenn er wieder ein neues Stück von seinen Lieblingen hörte, ließ sie dann auch hoch leben, d. h. mit dem Glase in der Hand, und zog gewiß den Hut bis zur Erde, wenn einer oder der andere jener berühmten Männer ihm einmal zufällig in den Weg kam. — Lächelt nicht! Das ist schon sehr viel! Wie mancher große Geist in schlichter Körperhülle ging an den Menschen vorüber, ohne daß ihn einer warm anschaute, ohne daß ihm einer dankte für das, was er geschaffen. Und doch trifft eben solch ein Anschauen und Danken die Seele wie ein Frühlingssonnenstrahl, und kein Mensch, so erhaben er auch sei, so hoch über allen er auch stehe, vermag solches ohne Schmerzen zu entbehren.

In dem ungewöhnlich schönen Monat Juni des Jahres 1822 konnte man täglich genau zu derselben Nachmittagsstunde auf dem sogenannten Wasserglacis einen hochgewachsenen Mann einsam auf- und abwandeln sehen, dem jeder Begegnende ehrerbietig auswich. Keine Minute früher noch später erschien dieser düstere Spaziergänger; weder Gluth noch Regenschauer vermochten seine Schritte zu beschleunigen, keine Blume, keine Menschengestalt sein Auge zu fesseln; langsam, sicher und stolz schritt er daher, den Blick gesenkt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Graues Haar drängte sich um die prächtige, gedankenschwere Stirn; er merkte es nicht, wenn der Frühlingswind es ihm neckend aufwirbelte oder in die Augen trieb. Niemand konnte an dieser Erscheinung achtlos vorüberstreifen, der Stempel des Außergewöhnlichen war ihr allzudeutlich aufgedrückt, die überwältigende Hoheit des Genius zog sich wie ein Nimbus um dies gebeugte Haupt. Jedes Kind wußte aber auch: „das ist Ludwig van Beethoven, der so viele wunderschöne Musik gemacht hat,“ hörte auf zu spielen, hielt rasch die Kugel an, die dem Meister vor die Füße rollen wollte, klatschte auch nicht mit der Peitsche und stieß schnell den Brummkreisel um, wenn der ernste Mann daherkam. Alt und Jung, Hoch und Niedrig trat bei Seite oder begnügte sich, ihn voll Ehrfurcht zu grüßen, ohne auf eine Erwiderung zu hoffen. Kohlenträger, mit schwerer Bürde belastet, hielten geduldig still, bis der wunderbare Träumer vorbei gegangen, Jeder, aber auch Jeder, ehrte ihn auf seine Weise.

Gerade damals zeigten freilich die Wiener ein erhöhtes Interesse an der finsteren Erscheinung des Vielgepriesenen: Beethoven hatte nämlich vor einigen Monaten schon seine erste und einzige Oper „Leonore“ (später nannte er sie „Fidelio“) vollendet, weigerte sich aber hartnäckig, sie zur Aufführung bringen zu lassen. Eigensinnig, taub gegen alle Bitten, hielt er die kostbare Partitur in seinem Pulte verschlossen.

„Ich finde keine Leonore, wie ich sie brauche,“ sagte er zu seinen Freunden, die nicht müde wurden, ihn um die Aufführung zu bestürmen. „Sängerinnen giebt's freilich zur Genüge, aber keine für mich. Meine Leonore soll keine Triller schlagen, auch nicht über allerlei Rouladen den Hals brechen, sie braucht nicht zehnmal die Kleider zu wechseln, auch nicht sonderlich schön zu sein: aber Eins muß sie haben außer ihrer Stimme, und dies Eine verrathe ich Euch nicht, Ihr würdet den „tollen“ Beethoven doch nur auslachen. — Laßt die Oper ruhig bei mir liegen und bekümmert Euch nicht um sie.“

Aber die Ungeduldigen ließen nicht ab von ihm, quälten den großen Musiker Tag für Tag, schickten ihm eine Sängerin nach der anderen über den Hals und fingen endlich an, ihm ernstlich zu zürnen. — Beethoven blieb, wunderbarer Weise, lange geduldig. Eines Abends jedoch drang man besonders heftig in ihn und erzählte ihm Wunderdinge von dem Debut einer jungen Sängerin, die damals ganz Wien von sich reden machte. Sie war die Tochter der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, kaum siebzehn Jahre alt und mit ihren Eltern seit kurzem von Hamburg nach der Kaiserstadt übergesiedelt. Als Mozarts Pamina hatte sie alle Herzen entzückt durch den Reiz ihrer Stimme und Gestalt, man prophezeite ihr einstimmig eine große Zukunft, und dies Alles eben theilte man dem Meister mit und verhehlte ihm nicht, wie man hoffte, er werde dieser schönen Hand gestatten, den verborgenen Schatz seiner letzten Schöpfung zu heben.

Da fuhr Beethoven auf. „Was? einem Kinde, einem kaum der Schule entwachsenen Dinge soll ich mein heiliges Kleinod anvertrauen?“ fragte er heftig. „Ich glaube, Ihr träumt, oder Eure Neugierde macht Euch sinnlos. Nein, für ein siebzehnjähriges Mädchen hat Ludwig van Beethoven seine Leonore doch nicht komponirt! — Aber ich bin nun der Quälereien müde und erkläre Euch ein für allemal, daß ich meine Oper verbrennen werde, wenn Einer von Euch es wagen sollte, wieder nach ihr zu fragen!“

Er war so imponirend in seinem Zorn, sein Auge blitzte so vernichtend, seine Stimme klang so grollend, auf seiner breiten Stirn standen noch so viele Wetterwolken. daß einer nach dem andern still hinausschlich: und fortan war von der „Leonore“ vor den Ohren des Meisters nie wieder die Rede.

Seit einiger Zeit nun traf es sich, daß dem großen Musiker auf dem Rückwege von seinem täglichen Spaziergange regelmäßig kurz vor der Stadt ein junges blondes Mädchen entgegen trat. Sie trug meist ein einfaches weißes Kleid, einen kleinen zierlichen Strohhut, und ein schmaler dunkelrother Shawl fiel über ihre schönen Schultern. Wie alle anderen, die dem Sinnenden begegneten, wich auch sie ehrerbietig zur Seite, dies geschah aber, wenn auch langsam und zögernd, doch mit einer hinreißenden Grazie, sie heftete dabei ihre großen Augen fest auf das Antlitz des Meisters.

Das waren aber Augen, die wohl die Macht besaßen, zu binden und zu lösen, eine träumende Seele aufzurütteln, an sich zu ziehen, festzuhalten, Augen von wunderbar dunklem Blau mit den köstlichsten Wimpern und Brauen, leidenschaftlichem Aufschlag und unergründlicher Tiefe. Nur der Träumer Beethoven konnte diesem zauberisch-innigen Blicke so lange widerstehen, der ihn immer und immer wieder traf: er ging achtlos viele Tage an dem schlanken Mädchen vorüber, ohne sie zu bemerken. Ihre feinen Lippen bebten immer, wenn er an ihr hinstreifte; es war, als wolle sie reden, und doch schwieg sie, sah ihm nach mit einem Ausdruck von Bewunderung und Schmerz und wandte sich dann, um in die Stadt zurückzukehren.

Da zog denn eines Tages, eben in der fünften Nachmittagsstunde, ein Gewitter am Himmel auf. Der Donner rollte näher, einzelne Blitze zuckten durch die Luft, ängstlich flatterten die Vögel, und die Menschen, die eben draußen waren, eilten, ihre schützenden Wohnungen zu erreichen. Einzelne Windstöße erhoben sich, aber kein Regentropfen milderte die drückende Schwüle, immer lauter tönte die Stimme des Donners, immer wilder jagten sich die Blitze. Da schritt Ludwig van Beethoven von seinem Spaziergange zurückkehrend wie ein Seher daher. — Das Haupt hoch emporgerichtet, die Stirn heller als sonst, schien er sich des ernsten Schauspiels zu freuen. Er allein schien jene großartige Sprache dort oben zu verstehen, denn er lächelte im Rollen des Donners und schaute kühn und ungeblendet in das Leuchten der Blitze. Für ihn war das Gewitterbrausen nur der mächtig anschwellende Posaunenton einer gewaltigen Natursymphonie, der Wind, der in seinen Haaren wühlte, schien ihn zu heben und zu tragen, und als der ernste Mann jetzt die Arme emporhob in seltsamer, stummer Begeisterung, da war es, als erwarte er, daß ein Engel niederfahre zu ihm auf den Flügeln der Blitze. O, daß er ihm eine Riesenharfe brächte, damit er sie ausstürme, jene seltsamen Melodien, von denen die Seele des Begeisterten so übervoll! — Beethoven wähnte auch wirklich einen Engel zu sehen: eine weiße Gestalt stand vor ihm: er starrte auf sie hin, eines Wunders gewärtig. Aber der vermeintliche Engel zitterte, streckte ihm die Hände entgegen, murmelte hastig einige unverständliche Worte und sah ihn flehend an. Ueberrascht blickte der Meister in ein erblaßtes Mädchengesicht. Eine Erinnerung kam ihm an dies liebliche Antlitz, an die reizende Gestalt; hatte er sie nicht schon oft gesehen? war sie nicht an ihm vorübergegangen? — Im Traume vielleicht! — er wußte es nicht.

*) Mit freundlicher Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung Johann Ambrosius Barth in Leipzig abgedruckt aus Polko, „Musikalische Märchen,“ Neue durchgesehene Ausgabe in 2 Bänden (1. Bd. 22. Aufl., 2. Bd. 12. Aufl.) mit Goldschnitt vornehm gebunden je 6 M., die wir als Geschenkwerk für Alle, die Musik lieben, insbesondere für junge Mädchen warm empfehlen können.

„Kind!“ sagte er endlich und beugte sich zu dem jungen Mädchen nieder, „in solchem Unwetter bist Du noch im Freien? Hast Du Dich verspätet? Bist Du fehl gegangen?“

„Ich wollte nur zu Euch!“ antwortete fest und weich zugleich eine süße Stimme.

„Zu mir? Was kannst Du von mir wollen?“

„Eure — Leonore!“

Beethoven fuhr zurück.

„Wie heißt Du?“

„Wilhelmine Schröder. Ich stand schon viele Tage mit meiner heißen Bitte hier, erst heute wagte ich zu reden.“

„Und sahst Du nicht, wie das Wetter heranzog? Fürchtest Du Dich nicht?“

„Ich fürchte nur Eins: daß Ihr meine Bitte abschlagen werdet!“

Der Meister antwortete nicht — unverwandt blickte er in die blauen Augen des Mädchens. Sie senkte sie nicht zu Boden, sie erröthete heiß, aber sie sah ihn an. Da streckte Beethoven die Hand aus, faßte kräftig die kleinen Hände des lieblichen Geschöpfes, athmete tief und erquickt auf und sagte mild:

„Komm morgen früh zu mir, mein Kind, und sei muthig; ich glaube, ich habe meine Leonore gefunden. — Jetzt aber fort von hier, ich will Dich nach Haus führen.“

Und sie hing sich an seinen Arm mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, ihre Wange glühte, ihr Körper zitterte, ihr Herz klopfte ungestüm: die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches war nahe. — Der Sturm hatte aufgehört, die Blitze zuckten schwächer, aber ein erfrischender Regen tropfte nieder. Am Thore der Stadt hob Beethoven das junge Mädchen mit väterlicher Sorgfalt in einen eben vorüber fahrenden Wagen, und Wilhelmine Schröder bezeichnete die Wohnung ihrer Mutter. In kindlich überströmender Begeisterung küßte sie zum Abschiede die Hand des Meisters; er wandte sich zu gehen. Noch einmal mußte er zurückblicken, und da sah er, über den Wagenschlag hinausgelehnt, das reizendste Mädchengesicht zu ihm hingewandt. Es war erblaßt vor innerer Bewegung, die junge ernste Stirn, eingefaßt von goldenen Haaren, neigte sich vor ihm, sanft grüßten und lächelten die magischen Augen. Ludwig van Beethoven fühlte eine wundervolle Wärme an sein Herz strömen, eine selig-wehmüthige Ahnung durchzuckte ihn, er sagte sich leise: „Dies Weib wird noch einen Sonnenstrahl auf deinen Weg werfen — den letzten!“

Und am folgenden Morgen stand Wilhelmine Schröder, die junge Sängerin, neben Beethoven am Clavier. Vor ihm aufgeschlagen lag die Partitur seiner Leonore. Er hatte dem blonden Mädchen kurz den Inhalt seiner Oper erklärt, der sie mächtig anzog, ging dann flüchtig über die ersten Nummern Jaquino's und Marzellina's hinweg und intonirte, leise summend, mit der einen Hand streng den Takt markirend, mit der andern die Accorde der Begleitung greifend, die Leonorenstimme des Quartetts:

„Mir ist so wunderbar.“

Das Mädchen folgte jedem Tone mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei dem Terzett:

„Muth, Söhnchen, Muth,“

leuchteten die blauen Augen leidenschaftlich auf; als sich aber das Prachtgemälde der großen Arie:

„Abscheulicher, wo eilst Du hin!“

vor ihrer Seele entfaltete, da flog ein Beben tiefster Erschütterung durch den zarten Körper. Mit jeder Nummer wuchs die Erregung der halb athemlosen Zuhörerin, immer begeisterter spielte und intonirte der Meister, sie hörte nicht, wie gebrochen und hart die Stimme klang, die ihr alle diese Herrlichkeiten in's Ohr und in die Seele trug. Sie wußte auch nicht, daß beim Duett des zweiten Aktes:

„Nur hurtig fort, nur frisch gegraben,“

die Thränen langsam und schwer über ihre Wangen rollten, sie wandte den Blick nicht ab von dem wunderbaren Manne, der da vor ihr saß und den sie so inbrünstig verehrte. Welch ein eigenthümlich fesselndes Bild in dem engen Rahmen des schlichten Zimmers waren sie, diese beiden Gestalten, der reiche ernste Herbst und der lächelnde Frühling. Der Meister selbst im weiten pelzverbrämten Hausgewand, mit blitzenden Augen und leuchtender Stirn ganz versunken in seine Schöpfung, dann und wann tief-ernst aufblickend zu dem Antlitz seiner Hörerin; Frühlingsfrische war ausgegossen über jene Mädchengestalt an seiner Seite, über jenes Angesicht mit seinen köstlich reinen Linien, und Sonnenlichter zitterten in den schweren blonden Haaren, die sich an die zarten Wangen schmiegten und im stolzen Nacken einen goldenen Knoten bildeten.

An diesem jugendlichen Haupte hingen
So viele Hoffnungen, als in den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen.

Beethoven ging rasch und immer rascher weiter, seine Hand eilte über die Tasten!

„Jetzt kommt die Stelle höchster Erhebung,“ sagte er; „in ihr sammeln sich die Lichtstrahlen der ganzen Oper. Gieb Acht auf diesen Ruf; auf ihn kommt's an, mein Kind, hier wirst Du zeigen, ob ich mich in Dir getäuscht oder nicht!“

Und nun intonirte er mit erschütternder Begeisterung jenen berühmten Schrei:

„Tödt' erst sein Weib!“

Wilhelmine Schröder erkannte nun erst die Riesenaufgabe, nach der sie selbst die Hand ausgestreckt, sie faltete bebend die Hände, Glück und Bangen zugleich erfüllten ihre Brust. „Tödt' erst sein Weib!“ dieser eine Ruf tönte ihr in den Ohren — sie hörte nichts weiter, das glänzende Finale ging an ihr vorüber wie ein Traum. Als aber Beethoven sich erhob und die Partitur zuschlug, näherte sie sich ihm mit wankendem Schritt.

„Segnet mich zur That, die ich wagen will, damit sie mir gelinge,“ sagte sie feierlich und neigte tief das Haupt.

Und der Meister legte seine Hand gedankenvoll auf den blonden Scheitel, und ein Lächeln der Befriedigung glitt wie ein herbstlicher Sonnenstrahl über sein ernstes Angesicht.

Ehe das junge Mädchen aber an diesem Abend einschlief, faltete sie die schönen Hände und schloß ihr Nachtgebet mit den Worten: „Gott, laß mich eine Leonore werden, wie er sie geträumt, damit ich seinem Herzen noch eine Freude bringe.“

Wenige Wochen nach dieser Scene trat Wilhelmine Schröder in der Oper „Fidelio“ in Wien auf und verkörperte jenes Ideal höchsten Liebesheroismus, das dem Geiste Beethovens vorgeschwebt. Der Komponist selbst saß in einer kleinen dunklen Loge dicht bei der Bühne. Ach, die süßen und doch kraftvollen Töne, wie sie die Brust der jungen Sängerin ausströmen ließ, sie drangen ja nur schwach und gebrochen in sein schon damals fast ganz verschlossenes Ohr, aber er sah doch die von Gluth und Hingebung getragene Erscheinung, er sah diese Augen voll Leidenschaft und Begeisterung, und der ausbrechende Jubel der hingerissenen Menge umbrauste ihn wie ein fernes Meer. — Und der zweite Akt entfaltete sich, das schöne Weib stieg hinab in den dunklen Kerker, reichte dem hungernden Gatten das Brot, durchlief alle Stadien der Seelenmartern, bis endlich jener wunderbare Lichtpunkt kam, jener mächtige Aufschrei:

„Tödt' erst sein Weib!“

Beethoven richtete sich fieberisch erregt auf, als der Accord einsetzte, sein Athem stockte, die Riesengestalt zitterte, seine Blicke bohrten sich fest an die Lippen der Sängerin. Eine Sekunde lang war's, als ob sie zagte, plötzlich aber richtete sie sich auf in wahrhaft großartiger Schönheit, und schmetterte das in höchster Leidenschaft vibrirende b in die Seelen der erschütterten Hörer. — Und das Wunder geschah, dieser eine gewaltige, beseelte Ton durchdrang alle Schranken und drang wie eine lichte Verkündigung in das verschlossene Ohr des Meisters. Es wurde plötzlich so hell in ihm, goldne Tonwellen überströmten ihn, ein stiller Traum, seine Leonorenschöpfung sang und klang laut, in dem herrlichen überwältigenden b, das er gehört, spiegelte sich das Ganze, wie das All sich in einem klaren Tropfen spiegelt. — Namenlose Freude, ungebändigtes Entzücken ergriffen ihn, er hatte sich in dieser Leonore nicht getäuscht! Er hätte dies junge Mädchen an sein Herz reißen, in seinen Thränen baden mögen, längst begrabene Wünsche, längst entschlafene Hoffnungen standen auf aus ihrer Todesruh' und sahen ihn lächelnd an. Aber Körper und Seele waren nur an Schmerzen gewöhnt, das unendliche plötzliche Glücksgefühl überwältigte den nur im Leiden und Entbehren starken Mann: Ludwig van Beethoven sank ohnmächtig zusammen.

Diese Darstellung des Fidelio war in der That der letzte, aber vielleicht auch der blendendste Sonnenstrahl, der auf den dunklen Weg des erhabenen Tonschöpfers fiel.

Aber was war es wohl, was Ludwig van Beethoven von der Darstellerin seiner Leonore verlangte, und was er in den blauen Augen eines jungen Mädchens gefunden?

Wilhelmine Schröder trug die Leonore hinaus in die Welt. — Wer hätte wohl je ohne die nachhaltigste Erschütterung den Fidelio von ihr gehört, wer könnte sie, gerade sie in dieser Erscheinung vergessen? Hunderte von Sängerinnen haben nach ihr uns auch die Leonore gesungen; vermochte je eine von allen so die Seele gefangen zu nehmen, wie sie? — Oder war denn keine so schön wie Wilhelmine Schröder-Devrient, hatte keine eine so mächtige Stimme, eine so entzückende Grazie? — O gewiß! Reizende Frauen hüllten sich in das schlichte Männerkleid Fidelio's, großartige Stimmen sangen uns die Arie: „Abscheulicher, wo eilst Du hin!“ Meisterinnen der Darstellungskunst erschöpften sich an dieser Erscheinung; aber schwebte je von einer Lippe der Ruf: „Tödt' erst sein Weib!“ großartiger, hinreißender als von den Lippen jener blonden Frau? — Und warum wohl? — Hier folgt die Lösung aller Fragen. Wilhelmine Schröder-Devrient besaß jenen seltenen Zauber, der die Welt überwindet, jenen räthselhaften Reichthum, der in unserer kühlen und matten Zeit immer mehr zur Sage wird, jenen kostbarsten Schatz der Erde, jene schönste Segnung des Himmels: ein heißes Herz!

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.